

Aus dem Westen Kleinasiens.

(Erinnerungen an eine Studienreise im Jahre 1912.)

Johannistag war's — die Sonne sandte eben ihre letzten vergoldenden Strahlen zu uns herüber, ehe sie hinter den Höhen von Salamis hinabtauchte in die blaue Flut des ägäischen Meeres — als ich mit fünf gleichgesinnten Gefährten an Bord der »Karinthia« den Hafen von Piraeus verließ. Noch einmal umfaßte unser Blick die ehrwürdige Akropolis, deren weiße Marmorsäulen im Glanze der glühenden Abendsonne leuchteten, noch einmal tauchte im Hintergrunde Athens der stolze Kegel des Pentelikon auf, dann glitt das Schiff fast geräuschlos hinaus in die göttliche Nacht.

Als wir nach mehrstündiger Fahrt durch den Kanal von Seriphos fuhren und links und rechts zwei feurige Punkte gleich Sternen die Nacht erhellten — das eine war das Blinkfeuer auf der Insel Kythnos, während das Feuer rechter Hand vom Leuchtturm von Seriphos kam — da hatten die meisten bereits ihr Lager aufgesucht.

Gegen 2 Uhr früh vernahm ich über meinem Kopfe lautes Geräusch, ein geschäftiges Hin- und Herlaufen, verworrenen Stimmenlärm und das Rasseln der Ankerketten. Wir standen vor

Syra.

In Hunderten von Lichtern erglänzten am Ufer des Eilandes die niedlichen Häuser der halbmondförmig ansteigenden Stadt **Hermupolis**, in pittoresker Willkür der Höhe zustrebend. Vom Ufer her schoß flink wie ein Pfeil ein Boot auf unser Schiff zu, und noch ehe der Landungssteg recht herabgelassen war, kletterten an ihm drei oder vier Eingeborene empor, um den wenigen Passagieren, die der Lärm und die Neugier auf das Deck getrieben hatte, Lukumi anzubieten, eine dem türkischen Honig ähnliche süße Leckerei, die nirgends in so vorzüglicher Qualität hergestellt wird wie auf Syra und die in keinem Kaffenion Griechenlands fehlen darf.

Als eine Stunde später unser Schiff den Hafen verließ, erloschen wie auf einen Wink gleichzeitig alle elektrischen Lichter und bald entschwand die Stadt in grauem Nebel unseren Blicken. Und als die »rosenfingerige Eos« erschien, grüßte uns aus der Ferne der hochragende Gipfel des Kynthos, der aus der Mitte der sagenumwobenen Insel Delos

zum Himmel emporsteigt. Dort mag einst die »pfeilfrohe« Artemis mit ihren Gespielinnen, den Nymphen, jauchzend die Wälder durchstreift haben, zur Freude der Leto, die ihr und dem »Ferntreffer« Apoll auf dem Eiland das Leben schenkte.

Bei sonnigem, wolkenlosem Himmel fuhr unser Schiff quer durch das ägäische Meer. Die See war spiegelglatt und von einer geradezu unwahrscheinlich blauen Farbe. Große Scharen von Delphinen begleiteten uns; sie schnellten bald vor dem Schiff aus dem Wasser auf und stürzten dann wieder kopfüber in die Flut, bald ergötzten sie zur Seite des Schiffes die Passagiere durch die zierlichsten Luftsprünge.

Gegen Mittag zeigten sich die bewaldeten Höhen von Samos, im Osten der Insel der hohe Gipfel des Hagios Elias, dann fuhr der Dampfer, kaum zwei Kilometer vom kleinasiatischen Festland entfernt, in die schöne, breite Bucht von **Wathy** ein, der Hauptstadt von

Samos,

deren Häuser sich im Halbkreis malerisch am Fuße der üppigsten Weinberge gruppieren.

Ein Boot brachte uns in wenigen Minuten ans Land. Wie ausgestorben lag die Stadt da, die noch unter dem Eindruck des letzten Bombardements stand; wenige Tage zuvor hatte ein italienisches Kriegsschiff zwei türkische Häuser fast vollständig zerstört. Aus Versehen war dabei auch das österreichische Konsulatsgebäude arg beschädigt worden, das nun verödet am äußersten Ende des Kais einen gar traurigen Anblick gewährte mit seinen durchlöcherten Mauern und »öden Fensterhöhlen«.

Ein ansteigender, beschwerlicher Pfad führt in wenigen Stunden von Wathy zu den Ruinen des alten Samos (jetzt Tigani) an der Südküste der Insel. Auf steilem Bergabhang steht noch ein Teil der Kyklopenmauern, die die Stadt wie ein Ring umgeben, während oben auf der höchsten Höhe die zinnengekrönte Burg des Polykrates stand — ein stolzer Herrschersitz! Dort, von »seines Daches Zinnen« konnte Polykrates, der mächtige Beherrscher von Samos, sein Reich überschauen. Tief unten in der kleinen Ebene des alten Imbrasos sieht man noch heute die Ruinen des hochberühmten Heratempels, der schon im VII. Jahrh. vor Chr. begonnen, aber erst von Polykrates vollendet ward, dessen Schätze wiederholt die Habgier der Seeräuber, später des Verres und M. Antonius anlockten, der größte Tempel, den Herodot kannte — noch in seinen Trümmern bewundernswert. Von des Polykrates Größe zeugen auch die gewaltigen Hafendämme, deren Anlage noch jetzt unter der Oberfläche des Wassers zutage tritt, und die Reste der unterirdischen Wasserleitung, durch welche Eupalinos von Megara unter dem Berge Kastro der Stadt von Norden her das Wasser zuführte.

Und wieder war es Abend, das Meer so still wie der sternbesäte Himmel, als wir in die schmale Meerenge einfuhren, die Chios vom Festlande trennt. »Tscheschme« hörten wir rufen, als unser Schiff in dem kleinen und windgeschützten Hafen dieses kleinasiatischen Städt-

chens mit seinen 5500 Einwohnern vor Anker ging. Malerisch liegt die Stadt angelehnt an den Berg, der im Bogen den Hafen umgibt und von dessen Höhe ein mittelalterliches Schloß in die Tiefe herabgrüßt. Auch diese friedliche Bucht, deren Ufer so sorglos die Menschen zu ihrer Wohnstätte erwählten, hat einst des Krieges Grausen gesehen. Im Jahre 1770 wurde dort die ganze türkische Flotte von den Russen vernichtet.

Noch einmal entfernten wir uns von der Küste Kleinasiens, um Kastro anzulaufen oder

Chios.

Es war die schönste Zeit, im Maien, wo die Orangen- und Zitronenhaine, von Nachtigallen belebt, in vollster Blüte stehen. Schon lange, ehe man sich der Insel nähert, nimmt man den lieblichen Duft der Blüten wahr und den aromatischen Geruch der ausgedehnten Mastixwälder, die den südlichen Teil der Insel bedecken und den Wohlstand der Bewohner begründeten.

Von den platten Dächern der Stadt überschauen die Chier die weite Fläche der blühenden Gärten und dahinter die von zackigen, kahlen Kalksteinbergen überragten, fruchtbaren Weinhügel, in der Nähe das blaue Meer, in weiter Ferne die Küste Kleinasiens mit ihren vielen Buchten und Inselchen; dort verbringen sie die warmen Sommernächte, wenn der Sternenhimmel viel heller funkelt als bei uns in der heitersten Winternacht. Einst waren diese Häuser mit allen Mitteln des Luxus ausgestattet, in den Gärten zog man die kostbarsten und seltensten Blumen, Wohlhabenheit herrschte allenthalben in Stadt und Land, aber durch Erdbeben und asiatische Plünderungssucht wurde das blühende Eiland wiederholt verwüstet. Ihre Teilnahme an den griechischen Freiheitskämpfen mußte die Insel fürchterlich büßen. Von der Küste Kleinasiens kamen Schwärme kleiner Schiffe und spieen eine wilde Horde aus, die nun, lechzend nach Blut und Beute, wüste Greuelthaten verübte. Was nicht gemordet wurde, ward auf dem Markt in die Sklaverei verkauft. Über 30.000 Menschen haben damals, im April des Jahres 1822, Leben oder Freiheit verloren. Noch einmal, im Jahre 1881, ward Chios, die Heimat des Tragikers Jon und des Historikers Theopomp, durch ein Erdbeben arg heimgesucht. Doch die üppige Fruchtbarkeit des Landes und der unverdrossene Fleiß der Bewohner haben die Zeichen der furchtbaren Verheerungen, die das Elementarereignis zurückließ, spurlos verwischt.

Von den antiken Kunstwerken griechischer Kultur findet sich auf Chios keine Spur, nichts von dem Tempel des Zeus, der die Spitze des Oros krönte, nichts vom Tempel des Apoll, der in einem Palmehain am südlichen Ende der Insel stand, nichts von dem Tempel der Athene. Nur von dem uralten Kybeleheiligtum im Norden der Stadt steht noch ein ragender Felsblock mit einem reliefgeschmückten Sitz, wo Homer, den ja auch die Chier als ihren Landsmann bezeichneten, seine Schüler um sich versammelt haben soll. Im Volksmunde heißt dieser Ort noch heute »die Schule Homers«.

Die Sonne stieg bereits über die zerklüfteten Berge des alten Mimas herauf, vor uns tauchten in weiter Ferne die Umrisse der Insel Mytilini auf, als das Schiff um die kahlen Vorsprünge des Kap Bara Burun bog, um bald darauf in die breite Bucht von

Smyrna

einzufahren. Die Einfahrt vollzog sich aber nicht unter normalen Verhältnissen.

Die Türken hatten, um das Eindringen feindlicher Schiffe zu verhüten, vor dem Hafen Minen verankert, deren Lage nur dem Kommandanten des Lotsenschiffes bekannt war; ohne Lotsen aber durfte kein Schiff in den Hafen einfahren. Einige Tage vorher hatte die »Texas«, ein griechischer Dampfer, den Kurs, den ihm das Lotsenschiff wies, nicht eingehalten, da traf ein von einem Küstenfort abgefeuerter Kanonenschuß das Schiff in den Kessel, der sofort explodierte. Binnen wenigen Minuten war das Schiff mit allem, was an Bord war, in den Wellen versunken.

Langsam, mit kaum merklicher Bewegung, folgte die »Karinthia« dem türkischen Lotsenschiffe, das endlich nach langem Warten vor der Einfahrtstelle erschienen war. Unter fortwährendem Angstgebrüll der Dampfpeifen ging die unheimliche Fahrt durch die Minenstraße vor sich. Und als vollends rechts am Ufer die türkischen Geschütze sichtbar wurden, deren blanke Rohre gar verdächtig zu uns herüberlugten, wurde es merkwürdig still an Bord, nur einige Kodaks waren in fieberhafter Tätigkeit, die aber bald auf Veranlassung eines Schiffsoffiziers vom Deck verschwanden. Alles atmete erleichtert auf, als wir aus dem gefährlichen Bereich der Minen heraus waren und der Lotse seitwärts abbog und unserem Schiffe, das nun wieder frisch drauf losfuhr, den Kurs freigab.

Bald darauf wand sich unser Schiff durch die zahllosen kleineren und größeren Dampfer hindurch, die im Hafen vor Anker lagen, und durch die schnellen Boote, die sich neben uns von den Wellen schaukeln ließen. Als endlich der Anker herabgelassen ward, drängten sich die Boote in ungezählter Menge hart an den Dampfer heran. Ein ohrenbetäubendes Geschrei zerlumpter Barkenführer, abenteuerlicher Gepäckträger und livrierter Hotelbediensteter scholl uns entgegen und unter beständigem Schreien und Gestikulationen, unter Flüchen und gegenseitigen Puffen klettern die braunen Kerle an der Landungsbrücke und an den Tauen zu uns herauf und stürzen sich wie die Wölfe auf unser Handgepäck. Gleich hinter ihnen aber tauchen die Dragomane auf, die manchmal recht aufdringlichen Fremdenführer, deren aber der Fremde im Orient nicht wohl entraten kann.

Schon bei der Zollabfertigung erweisen sich ihre Dienste als unentbehrlich; denn während der Fremde, der des Landes Gebräuche nicht kennt, von den Zollbeamten, zumal in Kriegszeiten, wo die Revision gründlicher durchgeführt wird, oft in der albernsten Weise belästigt wird, erweisen sich die Herren vom Zollamte als sehr »vernünftig«.

wenn sie entsprechend behandelt werden. Sie richtig zu behandeln aber versteht nur der Dragoman, der ihnen einen »Bakschisch« einhändig, dessen Höhe sich natürlich nach der Zahl und Größe der Koffer richtet.

Als wir dank der verständnisvollen Vermittlung eines solchen Dragomans anstandslos die Zollrevision passiert hatten, standen wir bald auf dem langen, sonnenbeschienenen Quai mit seinen reizenden Villen und modernen Palästen, den Wohnungen der Reichen und Gesandten, und den ersten Hotels der Stadt, der vornehmsten Straße von Smyrna, wo die winzigen Wägelchen der Pferdebahn, von nur einem Pferdchen gezogen, munter dahinrollen.

Wer hier zum erstenmal seinen Fuß auf asiatischen Boden setzt, ist wohl enttäuscht, wenn er statt des orientalischen Lebens, wie er es aus 1001 Nacht und aus Reisebeschreibungen des Morgenlandes kennt, eine Stadt mit europäischem Gepräge vorfindet. Freilich, wenn er dann einer der Seitenstraßen folgt, die aus dieser europäischen Verkehrsader in das Juden- und Türkenviertel führen, ändert sich mit einem Schlage das Bild. Ein Gewirr von engen und schmutzigen Gassen breitet sich vom Hafen in südöstlicher Richtung aus, belebt von allerlei bunten Gestalten. In einer Gasse haben die Schuster ihre Werkstätte aufgeschlagen, in einer anderen die Schmiede, abseits davon liegen die Quartiere anderer Handwerker. Reihenweise sitzen sie mit gekreuzten Beinen in ihren offenen Läden und arbeiten darauf los, ohne sich viel um die Vorübergehenden zu bekümmern.

In den Türen der zahlreichen Basare stehen die Verkäufer, den Fes auf dem Kopfe, und preisen mit Ausdauer und Begeisterung den Fremden ihre Waren an. Da gibt es »echtes Rosenöl«, das in langen, buntverzierten Fläschchen verkauft wird, feine Spitzen und Gewebe, seidene Tücher mit eingewirkten Gold- und Silberfäden, alte Waffen, Dolche mit prachtvollen Klingen, Schalen mit Koransprüchen übersät, auserlesene Kunstschatze neben dem erbärmlichsten Tand — alles ist hier zu haben, aber auch rein alles. Dabei hat man nicht die geringste Ahnung, ob der Händler für einen Gegenstand 5 Fr. oder 100 Fr. fordern werde. Es kommt vor, daß man ein Verkaufsobjekt, das 150 Fr. kosten soll, schließlich für 30 Fr. ersteht. Obwohl der Händler hundert Eide leistet, daß er und seine Familie durch solche Geschäfte ruiniert würden, kann man sicher sein, daß er, wenig gerechnet, bei dem Handel seine 25 Prozent verdient, die Provision abgerechnet, die natürlich der unentbehrliche Dragoman für die Vermittlung des Geschäfts einsteckt.

Stille und unheimliche Gassen ziehen sich vom Türkenviertel zur Berghöhe empor, zwischen unansehnlichen, hölzernen Häusern, deren niedrige Fenster durch ein Gitterwerk aus Holz oder Rohr nach der Straße zu abgesperrt sind. Eine dieser krummen und schmutzigen Gassen führt zum Kloster der »tanzenden Derwische«, die allwöchentlich einmal ihre religiösen Tänze aufführen.

Ein geräumiger Saal nimmt uns auf; an einer der Langseite zieht sich eine hölzerne Galerie hin, wo die einheimischen Zuschauer Platz nehmen, für die Fremden stehen in der Nähe des Eingangs Stühle bereit. An der Rückwand sitzt mit unterschlagenen Beinen auf einem

Teppich der Scheich, ein mittelgroßer, hagerer Mann in der Mitte der Fünfziger mit schwarzen träumerischen Augen. An ihm defilieren unter tiefer Verneigung die Derwische vorbei mit ihren hohen, weißen Filzkegeln. Nach dreimaligem Rundgang drehen sie sich erst langsam, dann immer schneller und schneller um sich selbst wie ein Kreisel, ohne die geringste Spur von Erschöpfung, die bei der langen Dauer des Tanzes nur natürlich wäre. Das einschläfernde, monotone Spiel eines Holzinstrumentes begleitet die rhythmischen Bewegungen der Derwische, unter denen besonders ein Jüngling, der kaum die ersten Spuren eines Flammes an Lippen und Kinn aufweist, durch die Unermüdlichkeit und Zierlichkeit im Tanz Bewunderung verdient.

Noch weiter den Berg hinan — und wir stehen vor einem türkischen Friedhof. In malerischer Unordnung stehen hier inmitten schwermütiger, düsterer Zypressen die Grabsteine, mit langen Inschriften und kunstvoll verschnörkelten Ornamenten geziert. Erhebt sich der Stein über dem Grabe eines männlichen Toten, so trägt er einen Turban, der mit einer grünen Binde umschlungen ist, wenn ein Mekkapilger unter ihm ruht. Wie das Grab einmal bereitet worden ist, so bleibt es; kein Mensch kümmert sich weiter darum, mag es verderben und verwildern. Bald senken sich die Steine infolge ihres Schwergewichts nach rechts oder links, nach vorn oder rückwärts, und diese grenzenlose Verwahrlosung ist bezeichnend für die Gleichgiltigkeit der Türken.

Nach weiterem, kurzen, aber beschwerlichen Aufstieg ist der Pagos erreicht, der einst die Akropolis des alten Smyrna trug. Von dem antiken Stadion und vom Theater sind nurmehr dürftige Reste erhalten.

Den Gipfel dieses Berges krönt ein graues, zerfallenes Felsenschloß. Ein kalter Wind bläst hier oben. Der Hauch der Vorzeit weht um die verwitterten Mauerreste. Von diesem öden Orte reicht unser Blick bis zu den kahlen, zerklüfteten Höhen des Sipylos und des einst goldreichen Tmolos, jener alten Gebirgszüge, in deren Schluchten noch heute Bären, Hyänen und Panther hausen, wohin nur selten einmal ein menschliches Wesen seinen Fuß setzt, von hier schauen wir hinab auf das in der goldigen Sonne glänzende blaue Meer und die verschwommen im Sonnendunst daliegende Küste von Smyrna (türk. Ismir), der einstigen Ruhmesstätte des alten Jonien, die als einzige der zwölf jonischen Städte ihre Bedeutung in die neue Stadt gerettet hat.

Wechselvoll waren die Schicksale Smyrnas, das schon eine Bedeutung hatte, als noch die Geschichte in das Halbdunkel der Mythe gehüllt war. Als die Stadt im Jahre 627 v. Chr. den steten Anfeindungen Lydiens erlag, wurden ihre Mauern geschleift und die Bewohner in offenen Flecken angesiedelt, wo sie drei Jahrhunderte wohnten, bis Alexander der Große den Befehl zum Wiederaufbau der Stadt gab. Unter den Nachfolgern dieses genialen Eroberers, besonders aber unter Lysimachos, nahm Smyrna bald einen solchen Aufschwung, daß es in Kürze alle anderen Städte Kleinasiens überflügelte. Und obwohl nur zu oft die wilden Horden beutesuchender Völkermassen, Erdbeben, Pest und Feuersbrunst das Volk um die Früchte rastloser Arbeit brachten, hat Smyrna dank seiner vortrefflichen Lage und dank der unermüd-

lichen Tätigkeit der Geschäftsleute seine Bedeutung nie mehr verloren und ist heute mit seinen mehr als 200.000 Einwohnern unbestritten der erste Handelsplatz der Levante.

Von den Einwohnern entfallen mehr als die Hälfte auf die Griechen, schlau berechnende Kaufleute, die den ganzen Handel an sich gerissen haben; etwa 60.000 sind Türken, schweigsame, schwerfällige Naturen, denen die berechnende Schlauheit und geschäftliche Routine fehlt, den Rest bilden Juden, Armenier und Fremde. Diese verschiedenen Völker wogen beständig in malerischer Abwechslung auf und nieder, ein farbenprächtiges Bild, das durch die ver mummtten Frauengestalten, deren man freilich nur wenige auf der Straße zu Gesicht bekommt, noch in ganz besonderer Weise belebt wird.

Die Sonne neigte sich bereits dem Untergange zu, als wir in östlicher Richtung vom Pagos hinabstiegen durch einsame, ruhige Gäßchen. In die Stille tönt plötzlich heller Gesang. Der Muezzin ist auf die Galerie eines weißen Minarets herausgetreten und ruft singend die Gläubigen zum Gebet.

Am Flusse Meles erreichen wir die »Karawanenbrücke«, eine uralte steinerne Brücke, über die in früheren Tagen schwerbeladene Kamele die kostbaren Produkte des reichen Ostens trugen, ehe noch englische Unternehmer mit englischem Gelde die Eisenbahnen bauten, die heute Smyrna mit mehreren Orten des Binnenlandes verbinden.

In der Station »Karawanenbrücke« stiegen wir am 20. Mai in den Zug, der uns von Smyrna in südlicher Richtung in das Tal des Kaystros und in das Määndertal führte. Die Züge weisen nur 1. und 3. Klasse auf. Die erste Klasse gleicht ungefähr unserer dritten Klasse eines Personenzuges, die dritte Klasse ist in einem derart desolaten Zustande, daß man einem Fremden nicht zumuten kann, sie zu benutzen. Männer und Frauen sind streng separiert. Die hübsch gebauten Stationen sind mit Schlingpflanzen und allerlei Blumen verziert. Bei Ankunft jedes Zuges patrouilliert ein eingeborner Policeman im roten Fes vor dem Stationsgebäude auf und ab. Seine Tätigkeit beschränkt sich darauf, daß er gegenüber der ersten Klasse Posto faßt und die darin sitzenden Europäer ehrerbietig und in militärischer Weise grüßt.

Für den Europäer ist das Leben auf den Bahnhöfen äußerst interessant. Echt orientalisches Treiben herrscht dort. Bettler und Händler schreien in allen Nuancen durcheinander. Lastträger keuchen heran, unter dem ungeheuren Gewicht der Lasten, die sie schleppen, fast zu Boden gedrückt. Jugendliche Stiefelputzer laufen mit ihren Putzkästen herum und spähen nach einem Fremden aus, der Mühe hat, seine Füße vor ihnen in Sicherheit zu bringen; so rasch knieen sie vor ihm nieder, um ihm die ohnehin genügend blanken Stiefel zu putzen. Auch ein Trupp schwerer Verbrecher wird sichtbar, die in ein Gefängnis abgeschoben werden sollen; paarweise und kettenklirrend, von Soldaten geleitet, ziehen sie daher.

Gleich hinter der Station »Karawanenbrücke« tritt die Bahn in das romantische St. Annental, das von zwei stattlichen Aquaedukten überspannt wird. Rechts oben grüßen die Ruinen des Pagos ins Tal herab. Eine einförmige Hochebene wird passiert, dann fährt die Bahn

in die fruchtbare und bevölkerte Ebene des Kaystros ein, viele emporstrebende Dörfer berührend, aber auch elende Lehmhütten, die von verkommenen Negern und Zigeunern bewohnt werden. In Turbali namentlich werden die Waggons erster Klasse geradezu gestürmt von dem halbnaekten Bettelvolk, das sich an die Fremden herandrängt, um einige Metalliks¹⁾ zu erhaschen.

Hinter Turbali breiten sich, umsäumt von mächtigen Randgebirgen, ausgedehnte Feigenplantagen aus. Der Feigenbaum, auf dessen Kultur die größte Sorgfalt verwendet wird, ist für jenen Landstrich eine Quelle unversiegbaren Wohlstandes.

Blühende Städte lagen einst in dieser Ebene, deren Ruinen an die Vergänglichkeit irdischen Glanzes gemahnen. Durch mildes Klima²⁾, üppige Fruchtbarkeit und eine Menge guter Häfen bevorzugt, wurde gerade der westliche Teil der kleinasiatischen Halbinsel, den die Jonier bewohnten, Sitz einer hohen Kultur. In Poesie und Wissenschaft sowie in der bildenden Kunst, in Seefahrt und Seehandel leisteten die Jonier Hervorragendes. Und wie sieht dieses Land heute aus? Verwahrlost und verwildert. Mit der griechischen Kultur ging es bergab, sobald einmal die schwere Hand der Römer von dem Lande Besitz ergriff. Das einst stolze Volk der Griechen beugte sich unterwürfig und kriecherisch dem starken Willen des fremden Eroberers. Dann wurden sie zu Byzantinern, und endlich nahmen die Türken Besitz von den Ländern Kleinasiens. Dadurch war ihr völliger Untergang besiegelt. »Wohin einmal der Türke seinen Fuß setzt« — sagt ein syrisches Sprichwort — »da wird das Erdreich auf hundert Jahre unfruchtbar«. Nichts haben die Türken getan für das Wohl des Landes. Sie verstanden es immer nur, zu zerstören. Wo sie Kultur vorfanden, knickten sie deren Blüte wie ein versengender Samum.

In dieser Ebene, an der Mündung des Kaystros, lag eine der reichsten und glänzendsten jonischen Städte:

Ephesos.

Um die Ruinen von Ephesos zu besuchen, stiegen wir in Ajasoluk³⁾ aus, einem ärmlichen, von Türken, Juruken und Mohren bewohnten Dorfe von unverfälscht orientalischem Charakter. Eine schmale, ungepflasterte, schmutzige Straße, zu beiden Seiten erbärmliche Hütten, manchmal mit einem Oberstock versehen, der nur aus einem Raum zum Schlafen und einer vergitterten Veranda besteht. Leer, wie ausgestorben erscheint der Ort. Während die Frauen, abgeschlossen von der Außenwelt, daheim bleiben, sitzen die Männer vor dem Café. Da hocken sie auf niedrigen, aus Stroh geflochtenen Schemeln oder mit unterpreizten Beinen auf dem Fußboden, schlürfen behaglich ihren Kaffee und rauchen dazu ihre Zigarette, den Tschibuk oder das Nargileh, ohne

¹⁾ 1 Metallik kommt an Wert ungefähr 5 Hellern gleich.

²⁾ Herodot nennt das Klima Joniens das schönste von allen ihm bekannten.

³⁾ Entstanden aus Hagios Theologos = der hl. Johannes.

zu sprechen, ohne sich um den Nachbar zu kümmern, in den blauen Himmel starrend, gedankenlos hindämmernd, mit zufriedenen Blick, als läge in diesem behaglichen Nichtstun eine Welt von Seligkeit. Und dabei dieser herrliche Himmel, diese goldene Sonne!

Die Fülle der Blumen, die sich unter den Bogengängen des kleinen »Hotel Ephesos«¹⁾ hinzog, atmete einen betäubenden Duft aus, als wir in der kühlen Veranda unser Mittagmahl einnahmen. Unter solchem Himmel erscheint das göttliche Nichtstun der Orientalen nicht nur verzeihlich, sondern fast begreiflich.

Durch das »Tor der Verfolgung«¹⁾ erreichten wir den nördlich über Ajasoluk liegenden Burghügel, der sich nach allen Seiten hin frei von der Ebene abhebt und dessen Lage lebhaft an die Akropolis Athens erinnert. Zu unseren Füßen die sumpfige Ebene, die der Kaystros durchirrt. Am Abhang des Hügels liegen, zum Teil von Gestrüpp überwachsen, dürftige Säulenreste von dem einst weltberühmten Artemistempel, der durch die wahnwitzige Tat des Herostratos angeblich in der Geburtsnacht Alexanders des Großen ein Raub der Flammen wurde. Alexander d. G. ließ den Tempel auf dem alten Grundriß wieder errichten.

Bis nahe an den Burghügel, der den Ursitz der jonischen Bevölkerung bildete²⁾, reichte einst das Meer³⁾; allmählich aber wurde durch die Alluvion des Kaystros das Wasser immer weiter zurückgedrängt und der Golf in Festland verwandelt.

In dieser Ebene, in der Niederung zwischen den Bergen Pion und Koressos, lag die von König Lysimachos zu Anfang des 3. Jahrhunderts v. Chr. begründete hellenistisch-römische Stadt. In der byzantinischen Zeit wurde die Stadt wieder an ihren Anfangssitz zurückverlegt.

Ephesos, das auf das Meer verzichten mußte, ward so zum Binnenort und begann langsam zu verkümmern. Nur einmal noch vermochte es sich aus seinem Verfall emporzuraffen, zur Zeit der Seldschuken, gegen Ende des XIV. Jahrhunderts.

Die Bäder- und Grabanlagen sowie die Ruinen von 14 Moscheen zeugen von der reichen Bautätigkeit der Sultane, besonders des Sultans Isa I., der im Jahre 1375 jene prächtige Moschee⁴⁾ errichtete, die noch in ihren Trümmern das Staunen des Fremden erregt.

Von einem gewaltigen Hofe voll schattiger Bäume, in dessen Mitte einst ein achtseitiger Brunnen stand, erreicht man durch das dreigeteilte Hauptportal, einen einst zinnengekrönten Nischenbau mit phantastisch geschmückten Spitzbögen, den überdeckten Gebetsaal, in dessen Südwand, gegen Mekka gekehrt, die mit prächtigen Ornamenten verzierte Gebetnische lag.

¹⁾ Benannt nach einem arg zerstörten Relief, das Hektor darstellt, wie er von Achill geschleift wird, aber später irrigerweise auf die Christenverfolgung gedeutet wurde.

²⁾ Nach Strabos Bericht waren es Karier und Leleger, nach Pausanias Leleger und Lydier.

³⁾ Plinius (nat. hist. II 201) berichtet, daß das Meer einst das Artemision bespült habe.

⁴⁾ In den Reisebüchern trägt die Moschee den Namen Sultan Selims, sie wurde aber nach der von Karabacek entzifferten Inschrift von Sultan Isa I. erbaut; vgl. Benndorf im I. Bd. der „Forschungen in Ephesos“ p. 111.

Der ganze massige Bau mit den zwei Kuppeln, die ihn überragen, und dem halbzerstörten Minaret, auf dessen luftiger Höhe Störche nisten, macht einen unbeschreiblich malerischen Eindruck. Vor der einst reich geschmückten und mit Marmor bekleideten Hauptfassade aber lagert eine aus etwa fünfzig Köpfen bestehende Nomadenbande osmanischer Türken mit ihren Kamelen.

Ein Teil der Kamele steht, reckt den gekrümmten Hals und schaut verächtlich, mit einem Hochmut ohnegleichen auf die Welt, die anderen liegen regungslos wie Sphinxen; neben ihnen aber stehen abenteuerliche, braune Gesellen, blitzende Dolche und schön verzierte Pistolen in dem breiten Gurt, mit gleicher, weltverachtender Ruhe die Zigarette zwischen den blendend weißen Zähnen: ein Bild, dem zum Reiz orientalischer Märchenwelt nichts fehlt.

Um die Lysimachische Stadtanlage und die gleichfalls von Lysimachos errichtete Stadtmauer, die auch die beiden Berge mit in die Befestigungszone einschloß, bequem überblicken zu können, erstiegen wir den Pion.

Bülbüldagh heißt der Berg heute, soviel wie Nichtigallenberg. Wie melodisch klingt der Name inmitten dieser Steinwüste!

Anfangs hält sich der staubige Weg in der Ebene zwischen hochbelaubten Feigenbäumen, bald aber beginnt er zu steigen. Riesengroße Steppenwölfe fallen uns an, grimmige Tiere, die kaum durch den schrillen Pfiff ihres Hirten zu bewegen sind, uns den Weg freizugeben. Auf halber Höhe passieren wir ein Zigeunerlager. Auf Stangen sind Häute und Decken ausgespannt zum Schutz gegen die sengenden Strahlen der Sonne. Zerlumpte Gestalten, Männer, Frauen und Kinder hockten da herum und musterten uns mit halb neugierigen, halb feindseligen Blicken, als wir auf dem schmalen Wege an ihren Zelten vorbei der Höhe zustrebten.

Höher hinauf wird der Berg immer wüster, der Aufstieg immer beschwerlicher. Umso lohnender aber war die Aussicht, als wir endlich, ziemlich erschöpft, auf dem Gipfel des Berges ankamen. Hier ist die Welt hinweggeschwunden. Nichts als nackte, braune Felsen!

Tief unten aber in der Ebene liegen die traurigen Reste einer zertrümmerten Stadt: eine öde Steinwüste. Wo man hinblickt: Säulenreste, Altäre, Basen, auf denen einst Werke kostbarer Plastik standen.

Unter den Trümmern erkennt man deutlich die Ruine einer Kirche, die sich in zwei aneinanderstoßende Basiliken gliederte. Als der Erlöserglaube schon längst siegreich den Kult der alten Landesgöttin verdrängt hatte, fand in dieser Kirche die denkwürdige Kirchenversammlung des Jahres 431 statt. Achtzehn Jahre später wurde die von Papst Leo I. als »latrocinium Ephesinum« verurteilte sogenannte »Räubersynode« dort abgehalten¹⁾.

Darüber hinaus aber sieht man das tiefblaue Meer. Dort tauchen plötzlich, im Hafen von Scalanova²⁾, italienische Kriegsschiffe auf, die grausam das friedliche Idyll zerstören und uns in die rauhe Wirklich-

¹⁾ Benndorf, „Forschungen in Ephesos“ I. Bd. p. 105.

²⁾ Das alte Neapolis, von den Türken Kusch-adassi genannt.

keit zurückrufen. Ihr Erscheinen verbreitet Schrecken unter den türkischen Bewohnern von Scalanova. Schnell raffen sie ihre Habseligkeiten zusammen und mit Weib und Kind verlassen sie noch während der Nacht den unsicheren Port. Mehrere türkische Familien sahen wir am nächsten Morgen in ängstlicher Hast durch Ajasoluk fahren, geschütztere Orte aufzusuchen, wo das rauhe Toben des Krieges nicht vernommen wird.

Noch galt es, zwei der ältesten Kulturstätten des alten Jonien zu besuchen, Milet und Priene.

Auf der Fahrt von Ajasoluk nach Sokia sahen wir von der Bahn aus die Ruinen des im Altertum hochberühmten Tempels der Artemis Leukophryene der Stadt Magnesia¹⁾, die einst Themistokles mit Myus und Lampsakos von Artaxerxes zum Geschenke erhielt.

Nach kurzem Aufenthalt in Sokia²⁾ traten wir um 1 Uhr mittags in zwei Wagen die Fahrt durch die

Mäanderebene

an.

Tief drinnen in Kleinasien nimmt der Mendertschei, der alte Mäander, seinen Anfang. Viele wohlhabende Städte und Dörfer liegen in der Ebene, die er durchfließt und die die Natur mit einer paradiesischen Fülle von Früchten ausgestattet hat: Feigen, Wein, Öl, Baumwolle, Mais, Orangen und Tabak wachsen dort im Überfluß, so daß im Juni nicht genug Hände da sind, all den Segen, den der Boden mühelos spendet, einzuheimsen.

Auch das Mündungsgebiet des Mäander gehörte im Altertum zu den fruchtbarsten und schönsten Landstrichen der Erde, heute aber herrscht dort ein Zustand beispielloser Verwahrlosung. Eine Fahrt von Sokia zu den Ruinen des alten Milet und Priene führt dem Fremden am besten diesen trostlosen Zustand der Verwilderung vor Augen.

Geräuschlos, aber schnell gleiten die schmutziggelben Fluten des Mäander in unzähligen Windungen durch die melancholische Ebene. Durch einen bei Sokia mündenden Gießbach, den Sokia-Tschai, wird der Mäander, der früher bei Priene mündete, gezwungen, sich südwärts zu wenden. »Wer die Stadt«, schreibt Wiegand in seinem großen Werke »Priene« p. 8, »bei plötzlichen Regengüssen passiert, wird erstaunt sein, dort, wo er einst ein trockenes, breites Flußbett durchtritt, einen rasenden Strom hinschießen zu sehen, der mit knatterndem Geräusch Kieselmassen in die Ebene schiebt, Baumwurzeln mitführt und die Mauern, mit denen man ihn eindämmt, unterwühlt. Wenige Stunden darauf sind die Fluten verronnen, aber die Kiesmassen bleiben und erhöhen sich von Jahr zu Jahr. Schon jetzt gibt es in Sokia einige

¹⁾ Magnesia am Mäander wurde angeblich von Magneten aus Thessalien und Kretern in uralter Zeit gegründet; es ist zu unterscheiden von Magnesia am Sipylos, in dessen Nähe, auf dem Kyrosfelde, Lysimachos Schlacht und Leben verlor (281 v. Chr.), das auch durch den entschiedenen Sieg der Römer über Antiochos von Syrien (190 v. Chr.) bekannt ist.

²⁾ türk. Su-Köi = Wasserdorf.

Stellen, wo die Wohngebäude niedriger als die Sohle des Flußbettes liegen, und man könnte die Zeit berechnen, bis zu welcher die unteren Stadtteile dem Schicksal, hinweggespült zu werden, verfallen sein werden.

Der Sokia-Tschai vernichtete die Existenz der Hafenstadt Myus, deren Bewohner infolge der Versandung und infolge der Sumpflagen nach Milet übersiedelten¹⁾, rettete aber Milets Existenz, indem er den Mäander, der direkt auf Milet zufloß, von der Stadt ablenkte²⁾.

Während im Winter der Mäander die Ebene in einer Breite von 8—10 Kilometern mit Wasser bedeckt, so daß jeder Verkehr mit Milet abgeschnitten ist, breiten sich im Sommer zu beiden Seiten des Ufers endlose Steppen aus, durch die sich der Fluß gleich einem goldgelben Bande hindurchschlängelt. Kein Weg, kein Steg führt durch die menschenleere Grassteppe. Nirgends eine Ortschaft, die vollkommenste Verlassenheit.

Das mannshohe Gras reicht oft bis dicht an den Uferrand und mitten durch die Pfadlosigkeit ziehen die mageren Pferdchen die ratternden Wagen, die bald in einem tiefen Loche versinken, bald wieder durch die zahlreichen, im Gestrüpp verborgenen Steine emporgeschleudert werden. Für die unglücklichen Insassen aber ist diese Fahrt eine unbeschreibliche Marter. Bald erhalten wir einen Stoß von unten, bald einen Schub nach vorn, der Kutscher schreit und haut auf die armen Pferde los und springt bei jedem Ruck mit drolliger Behendigkeit in die Luft, wir im Wagen aber müssen uns gegenseitig anhalten und an der Wagenseite anklammern, wenn der Wagen zwei seiner Räder in der Luft hat.

Es war ein böser Weg ein Gerumpel und Gehumpel und fortwährendes Steckenbleiben. Wenn die Rackerei gar zu arg wurde, sprangen wir lieber aus dem Wagen und gingen stolpernd hinter dem Wagen, froh, der Marter entronnen zu sein.

So fuhren wir durch die sonnverbrannte Wildnis, ohne Weg und Steg — und alles still, kein Bauer, kein Fuhrwerk, hie und da ein wild aussehender Kerl mit buntem Turban, auf dem Maultier sitzend, oder ein zerlumptes Weib auf dem Grautier, ihr nacktes, schlafendes Knäblein behutsam vor sich haltend.

So kommen wir nach stundenlanger, schweigsamer Fahrt zur ersten Fähr des Flusses. Hier ändert sich plötzlich das Bild. Da stehen Reiter in ihrer bunten orientalischen Tracht, uns mit mißtrauischen Blicken musternd. Der Fuhrmann, ein alter, wilder Gesell, den Turban um den Kopf geschlungen, mit bunter Schärpe, weiten Pluderhosen, die Füße mit Lappen und Schnüren umwickelt, zeigt gar keine Eile, uns über den Fluß zu setzen. Gemächlich unterhält er sich mit seinen Landsleuten und bedeutet uns zu warten, bis er die Reiter, die es sehr eilig zu haben scheinen, über den Fluß gesetzt. Langsam treibt er dann wieder seine Fähr unserem Ufer zu.

¹⁾ Paus. VII. 2. 11.

²⁾ Dieselbe Gefahr bestand für Smyrna infolge der Geschiebe des Hermos noch vor etwa 25 Jahren. Man beseitigte die Gefahr dadurch, daß man die Mündung des Hermos künstlich etwas nach Westen verlegte.

Nun heißt es, die Pferde ausspannen und in die mehr als primitive Fährre bringen, dann wird mit vereinten Kräften der eine Wagen hineingehoben, und während drei von uns mit ans andere Ufer fahren, bleiben die anderen beim zweiten Gespann zurück, bis auch sie mit Wagen und Pferden unter gleichen zeitraubenden Schwierigkeiten glücklich am anderen Ufer ankommen. Dort sitzen die gebräunten Gestalten, die es doch mit der Überfahrt so eilig hatten, und schauen uns gleichmütig zu, wie wir nacheinander Pferde und Wagen wieder aus der Fährre herausbringen.

Da bietet sich ein neues Bild unseren Augen. Eine ganze Herde zügelloser Pferde — es mochten ihrer weit über 100 sein — kam führerlos herangaloppiert, um im Fluß ihren Durst zu löschen; dann jagten sie ebenso schnell wieder davon.

Wir zahlen dem Fährmann unsern Obolos — die Situation erfassend, fordert er natürlich den zehnfachen Betrag von uns — und besteigen, geschunden und zermartert, wieder das holprige Gefährte, das uns nach etwa halbstündiger Fahrt wieder zum Mäander bringt, der indes eine große Schleife gebildet hat und nun gerade in entgegengesetzter Richtung fließt. Hier wird der Fluß in ähnlicher Weise übersetzt wie das erstemal.

Noch ein drittesmal heißt es über den Mäander, diesmal aber fehlt die Überfuhr. Ohne langes Besinnen treibt der Kutscher die Pferde durch den Fluß, dessen Wasser den Tieren bis an den Bauch reicht. Mitten im Flusse bleibt das Gefährte stecken. Nur durch lautes Zurufen und durch Peitschenhiebe sind die Pferde zu bewegen, wieder anzuziehen, und keuchend vor Anstrengung arbeiten die Tiere sich und den Wagen samt den Insassen endlich ans andere Ufer.

Und weiter geht die Fahrt durch die monotone Landschaft, in der nur ab und zu das Zelt einer nomadisierenden Jurukenfamilie auftaucht oder eine blökende Schafherde sichtbar wird, die von einem halbwildem Schäferhunde zusammengehalten wird.

Im Winter, wenn tagelang reichlicher Regen zur Erde herabfällt, belebt sich die Ebene mit allerlei Wassertieren, Möwen, Tauchern und Fischreihern, aber auch Bussarde, Haubenlerchen und Schnepfen halten sich gern in der sumpfigen Ebene auf. Im Feber erblühen bereits die Anemonen, und unzählige Asphodelosblüten bedecken die Abhänge, dann folgt die Blüte der Mandelbäume, Melonen reifen und Erbsen. Im Juni heimst man den Segen der Erde ein.

Wenn dann die Sonne wieder auf die öde, flimmernde Steppe herabglüht und die Fata morgana dem Menschen allerlei phantastische Bilder vorgaukelt, stellt sich die Zeit der furchtbaren Fieberplagen ein. Tausende und abertausende winziger Wesen, mit einem feinen Stachel ausgerüstet, entsteigen dem sumpfigen Boden und verbreiten, wo immer sie ihren giftigen Stachel ansetzen, die mörderische Malaria.

Gegen diesen verheerenden Feind sollte die türkische Regierung den Kampf eröffnen. Die Sümpfe müßten durch Kanäle entwässert, das ganze Land nach einheitlichem Plan von Gräben durchzogen werden, die das Regenwasser dem Meere zuführen, das Obdach der Moskitos müßte im Moraste niedergeschlagen werden — und der Erfolg würde

bald zu spüren sein — aber nichts dergleichen geschieht. Alljährlich werden Tausende von Menschen und Tieren von der tödlichen Seuche befallen und die so fruchtbare Ebene wird dadurch entvölkert.

Endlich, als sich die Sonne bereits dem Abend zugeneigt hatte sahen wir unser Ziel vor uns liegen:

Milet.

Auf einer Anhöhe, sicher vor den giftigen Fieberausdünstungen der sumpfigen Niederung, in der Nähe des türkischen Dörfchens Akköi, liegt ein bescheidenes Häuschen, in dem wir für diese Nacht Unterkunft fanden: das Ausgrabungshaus der deutschen archäologischen Gesellschaft.

In tiefem Schweigen liegt das reizende Landhaus, rings umgeben von Tulpenbäumen und Granaten, die einen narkotisch süßen Duft ausströmen. Hohe Wände Oleanders, geschmückt mit unzähligen nelkenhaften Blüten, entzücken unser Auge. Von der Veranda, die rings das Häuschen umgibt, reicht der Blick weit gen Osten, wo sich vom Horizonte die bizarren Gipfel des Latmosgebirges abheben, die schroff zum Himmel emporsteigen, gegen Westen sieht man tief drunten den Mäander dem Meere zueilen. Von der Mündung aus zieht sich noch weit ins Meer hinaus der gelbe Streif des Flusses bis zur Insel Gaidaronisi; darüber hinaus wird Patmos sichtbar, die Insel des Evangelisten Johannes.

Der nächste Tag war wiederum so prächtig, die Sonne übergieß mit ihrem Golde so schimmernd das zu unseren Füßen liegende Trümmerfeld von Milet, als sollte uns der Gegensatz von einst und heute recht deutlich vor Augen geführt werden.

Da liegt eine Welt in Schutt und Trümmer. Mitten aus dem Sumpfwasser ragen die Säulenreste der einst mächtigen jonischen Stadt Milet hervor, der Mutterstadt von 80 Kolonien, wo sich einst die hellsten Strahlen der altgriechischen Kultur zu einem blühenden Geistesleben vereinigten. Zwischen diesen Säulen wandelten einst die alten Naturphilosophen Thales, Anaximander und Anaximenes; Hekataios war in Milet geboren, der Begründer der Geschichtsforschung, Milet war auch die Heimat der Aspasia, der schöngeistigen Freundin des Perikles, von Milet ging jene Freiheitsbewegung der jonischen Städte Kleinasiens aus, die die Stadt dem Untergang nahe brachte, so daß sie sich nie mehr zu ihrer alten Macht erhob.

Aus der römischen Kaiserzeit stammt das Theater, dessen gewaltige Reste an die größten Bauten Italiens erinnern, die Thermenanlagen und das Nymphäum, ein prachtvoll verzierter Brunnen. In der byzantinischen Zeit ragte an Stelle der einstigen Akropolis ein stolzes Kastell in die Höhe, der Türkenherrschaft wieder verdankte die Stadt eine wundervolle Moschee, die Sultan Bajesid im Jahre 1501 in märchenhafter Pracht hatte errichten lassen. Inmitten von Friedhöfen liegt diese selten schöne Ruine. Die prächtige Fassade, die von herrlichen

Ornamenten umrahmten Fenster und die kunstvoll verzierte Gebetnische lassen die Herrlichkeit ahnen, in der diese Moschee einst erstrahlte.

Gegenüber dem Theater, in dem türkischen Dörfchen Palatia, harrte unser ein bescheidener Imbiß, den wir im Anblick der Trümmerstätte und des weiten Meeres einnahmen.

Vor unseren Augen breitet sich die weite Ebene aus mit der noch im späten Altertum meerumflossenen Insel Lade, die nun schon seit vielen Jahrhunderten infolge der Anschwemmungen des Mäander zum Festland geworden ist und mitten aus dem Schwemmland aus kleiner Berg hervorragt. Durch diese alluviale Tätigkeit des Flusses wurden auch die alten Häfen der Städte Myus, Milet und Priene allmählich ausgefüllt und so wurden diese einst so bedeutenden Seestädte für den Handel wertlos¹⁾. Etwas weiter nördlich ragt das Vorgebirge Mykale weit ins offene Meer hinaus. Dort schlug einst Leotychidas im Verein mit den Joniern die persische Flotte, nachdem vorher die Perser zu Lande von den Griechen besiegt worden waren.

Was für Gedanken mochten die Muselmänner nachhängen, die uns gegenüber in der offenen Veranda des Cafés schweigend ihre Zigarette rauchten oder emsig an den Wasserpfeifen sogen, deren langes, schlangenförmiges Rohr ein eigentümliches Glucksen von sich gab? Dachten auch sie gleich uns beim Anblick der zertrümmerten Stadt mit Wehmut der Zeit, da all die Pracht, die das reiche Milet in den Zeiten seiner Blüte entfaltetete, in ein Nichts versank?

In diesen Betrachtungen stören uns zwei Negersoldaten, die plötzlich vor dem Café auftauchen und auf unseren Führer²⁾ zusehen, Riesen an Gestalt, bis an die Zähne bewaffnet. Der Kaimakam³⁾ von Sokia schickte sie uns als Bedeckung für den Fall, als wir von Milet aus die Ruinen von Didyma besuchen sollten.

Die Umgebung von Didyma, das von Milet nur etwa zwei Stunden entfernt ist, wird durch eine weit verzweigte Räuberbande in Schrecken gehalten. Ihr Führer ist Sami-Bey, ein berühmter Räuberhauptmann, gegen den die türkische Regierung schon wiederholt ganze Kompagnien aufgeboten hat — aber vergebens. Einzeln schießt er mit seinen Komplizen aus sicherem Versteck seine Verfolger nieder. Kein Bewohner jener Gegend wagt es, den Namen des gefürchteten Banditen in den Mund zu nehmen; so groß ist die Furcht vor ihm.

¹⁾ Priene war schon zu Strabos Zeiten 40 Stadien ($7\frac{1}{2}$ km) von der Küste entfernt; heute, etwa 1800 Jahre später, liegt es bereits doppelt so weit vom Meere weg, also 15 km. Milet, das mindestens bis zum 3. Jahrh. nach Chr. Hafenstadt war, ist jetzt 9 km vom Meere entfernt. Durch die vom Mäander mitgeführten Schlammmassen wird also die ganze Küstenlinie alle Jahrhunderte um 400—600 m weiter ins Meer vorgeschoben. Diese Umgestaltung der Küste hat auch zur Folge gehabt, daß der noch im frühen Mittelalter vom Meer aus der Schifffahrt zugängliche Iatmische Golf in einen Binnensee verwandelt wurde.

²⁾ Dr. Keil, der als Nachfolger Heberdeys im Auftrag der österr. Regierung die Ausgrabungen leitet, ein ausgezeichnete Kenner der dortigen Verhältnisse.

³⁾ Kreishauptmann.

Nicht gefürchtet, ja geradezu verehrt von der armen Bevölkerung war der Vorgänger Sami-Beys, Tschakyrdji, der seine Überfälle gegen vornehme Türken richtete, Fremde aber und die Landbevölkerung unbehelligt ließ. Ohne Zögern gewährte man ihm daher jederzeit Unterschlupf, wenn ihm die Behörden auf den Fersen waren. Viele Jahre trieb Tschakyrdji sein vornehmes Räuberhandwerk, bis er plötzlich vor zwei Jahren spurlos verschwand. Wahrscheinlich erreichte ihn endlich die Kugel eines Soldaten; sein Leichnam aber ward nie gefunden.

Der Schutz, den uns die türkische Regierung in anerkannter Weise anbot, hätte uns wohl kaum bei einem Überfalle etwas genützt; denn trotz ihrer Hünengestalt hätten die beiden Marssöhne wohl beim ersten Schuß das Weite gesucht. Übrigens lag es gar nicht in unserem Programm, Didyma aufzusuchen, sondern Priene war unser nächstes und zugleich das Endziel unserer Expedition. Wir verabschiedeten also die beiden »Krieger« mit dem entsprechenden Dank in klingender Münze und bestiegen wieder unsere Wagen, die uns in wenigen Stunden nach Priene brachten.

Am Südbhang des Samsun Dag, der in einer Höhe von 1200 m die Mykale durchzieht, erhebt sich zwischen tiefen, von Gebirgswässern durchfurchten Schluchten die trotzige Hochburg von

Priene

in einer Höhe von 371 m über dem Meere. Am Fuße dieses adlerumkreisten Felsennestes lag, noch immer ziemlich hoch über der Ebene, die Stadt mit ihren Häusern und Heiligtümern. In vier Terrassen senkte sie sich zur Ebene hernieder: Auf der obersten Terrasse, knapp unter dem jähem Abhang der Akropolis, lag das Demeterheiligtum, auf der zweiten Terrasse der Tempel der Athena Polias und das Theater, auf der dritten der Markt und das Asklepieion, auf der untersten das Stadion.

Die regelmäßige Anlage von Priene deutet darauf hin, daß die Stadt auf einmal entstanden sein muß. Das alte Priene lag am Meere. Gesundheitsrücksichten, vor allem schlechtes Wasser und Fieberplage veranlaßten offenbar die Bürgerschaft zur Anlage einer neuen Stadt auf dem Felsplateau unterhalb des überhangenden Felsens, der sich schon aus fortifikatorischen Gründen vorzüglich zur Akropolis eignete; dorthin konnten sich die Bürger in den Zeiten höchster Not zurückziehen. Nach drei Seiten jäh zur Ebene abfallend, war die Höhe nur von der Stadtseite aus auf einem schwindelnden Treppenfade erreichbar.

Die Verlegung der Stadt fällt in das 4. Jahrhundert vor Chr.; der Athenatempel wurde von Alexander dem Großen fertiggestellt und eingeweiht.

Die systematische Freilegung der verschütteten Stadt wurde von C. Humann begonnen, nach dessen Tode von Th. Wiegand fortgesetzt und 1899 vollendet.

Schnurgerade durchziehen der Länge nach 6, der Breite nach 16 parallele Straßen die Stadt, genau nach den Himmelsgegenden ge-

richtet. Die Hauptstraße mündet auf die von Säulenhallen flankierte Agora, das Zentrum der ganzen Anlage, um das sich die Tempel, die öffentlichen Gebäude und Privatwohnungen gruppierten, bescheidene Bürgerhäuser. Die Häuser der Vornehmen lagen in der Theaterstraße, reich ausgestattete Paläste mit prächtigen Sälen, von Mosaik glänzenden Wänden und in buntem Marmor ausgelegten Fußböden. In diese Straße mündeten die Parodoi des vorzüglich erhaltenen Theaters. Dort saßen sie in Festgewändern und lauschten den Worten der Schauspieler und dem melodischen Gesang des Chors. Dabei der entzückende Blick hinab auf die Ebene und das endlose Meer — ein Panorama von hinreißender Schönheit.

Welche Ruhe im Gegensatz zu dem flutenden Leben, das vor mehr denn 2000 Jahren dort wogte! Zwischen Trümmern schreiten wir umher unter wucherndem Pflanzenwuchs, Zwiesprache haltend mit den toten Steinen, die eine deutliche Sprache reden von der einstigen Glanzzeit der Stadt.

Ringsum tiefstes Schweigen und odysseische Einsamkeit. Über allem aber spannt sich in ungetrübter Reinheit der klarblaue Himmel, so wie er sich einst über Hellas wölbte und den Griechen jenen klaren Sinn für Harmonie der Linien und Ebenmaß der Formen anerkundete.

Verloren bist du, hellenische Herrlichkeit, unwiederbringlich verloren!

Am Morgen des 23. Mai brachen wir von Priene auf. Während der Nacht hatte sich eines unserer Pferde vom Koppel losgerissen und war schnurstracks nach Sokia gerannt. Sein Leidensgenosse aber schien keine Lust zu haben, allein den Wagen auf dem holprigen Wege zu ziehen. Woher aber rasch ein zweites Pferd nehmen? So blieb den Insassen dieses Wagens nichts übrig als auszusteigen und den 15 km langen Weg bis Sokia zu Fuß zurückzulegen. Und diese wählten fürwahr das bessere Los. Denn wir, die wir in dem anderen Wagen sitzen bleiben durften, kamen ganz zermartert und nicht früher in Sokia an.

Doch welcher Schreck! Eben als wir in die Station einfuhren, setzte sich unser Zug in Bewegung. Unser gemeinsames Rufen, mit dem sich alsbald das Schreien der Kutscher und anderer Leute vereinigte, veranlaßte den Stationsbeamten, den schon außerhalb der Station befindlichen Zug zum Halten zu bringen. Ohne das Entgegenkommen des Beamten hätten wir volle 24 Stunden auf den nächsten Zug warten müssen; denn nur einmal des Tags verkehren die Züge in der Richtung von und nach Smyrna. Was es aber heißt, 24 Stunden in Sokia auf einen Zug warten zu müssen, davon kann sich niemand eine Vorstellung machen, der nicht den Aufenthalt in einem so elenden, von Staub und Schmutz strotzenden orientalischen Neste kennen gelernt hat.

Zwei Tage später fuhren wir an Bord des österreichischen Lloyd-schiffes »Tirol« wieder gegen Westen. Nur über persönliche Intervention Dr. Keils ließ uns der Kapitän des Schiffes Karten für die Überfahrt nach Piraeus verabreichen, allerdings ohne jedweden Anspruch auf eine Kabine; denn das Schiff war schon gedrängt voll von Reisenden, Männern, Frauen und Kindern, meist Italienern, die von der türkischen Regierung den Ausweisungsbefehl erhalten hatten. Binnen

14 Tagen sollten 15.000 Italiener Smyrna verlassen. Alle Schiffe waren dicht besetzt mit den Heimatlosen, die nach Griechenland, Sizilien oder Italien führen, um hier das Ende des Krieges und die Zurücknahme des Ausweisungsbefehls abzuwarten. Im Zwischendeck waren ganze Berge von Gepäck aufgestapelt. Hier saßen oder lagen die Armen auf bunten Bündeln, die ihre ganze Habe enthielten.

Hinter dem Bug des Schiffes wurden allmählich die Lichter von Smyrna immer kleiner und kleiner. Wir aber atmeten in vollen Zügen die salzige Luft ein, die allen asiatischen Staub hinwegzusaugen schien, der sich auf den Lungen niedergeschlagen hatte.

Dr. A. Franz.

